

DEUTSCHE MORGENLÄNDISCHE GESELLSCHAFT



HANS VAN ESS

Festvortrag anlässlich der Eröffnungsfeier

XXX. Deutscher Orientalistentag
Freiburg, 24.-28. September 2007
Ausgewählte Vorträge
Herausgegeben im Auftrag der DMG
von Rainer Brunner, Jens Peter Laut
und Maurus Reinkowski

online-Publikation, März 2008

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:5-92466>
ISSN 1866-2943

XXX. Deutscher Orientalistentag

Welche Vergangenheit Orientalistik im 21. Jahrhundert *Welche Zukunft*

Festvortrag von

Prof. Dr. Hans van Ess

Professor für Sinologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Vizepräsident der Ludwig-Maximilians-Universität München

anlässlich der Eröffnungsfeier des 30. Deutschen Orientalistentags
Freiburg, 24. September 2007

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen

Vielleicht werden Sie sich überrascht fragen, warum heute ausgerechnet ein Sinologe zu Ihnen spricht – ist doch der sinologische Beitrag zum Orientalistentag nach einem erfreulichen Anstieg in Bamberg wieder erheblich zusammengeschrumpft. Fast will es scheinen, als hätten nach Auffassung vieler sinologischer Kollegen die anderen orientalistischen Fächer den Ostasienwissenschaften nicht mehr viel zu sagen (und vielleicht umgekehrt). Diese Haltung ist ein bedauerlicher Ausdruck der zunehmenden Spezialisierung, von der ja nicht nur das große Verhältnis der Orient- zu den Ostasienwissenschaften betroffen ist. Nein, auch innerhalb der einzelnen Fächer findet im Augenblick eine Ausdifferenzierung statt, die sich in den Bewerberfeldern jeder Professur bemerkbar macht, die in unseren Fächern ausgeschrieben ist. Die Situation ist paradox: Während Kommissionen die mangelnde Breite der Kandidaten beklagen, feststellen, daß Orientalisten meist fast zu festgelegt sind auf eine der drei wichtigen Sprachen – kann es eigentlich gar nicht anders sein, als daß viele ihrer Mitglieder in Lehre und Ausbildung selbst an der Verengung der Perspektiven mitarbeiten.

Auf der anderen Seite stehen unsere Fächer mit der Umstellung auf die gestuften Studiengänge vor einer ihrer größten Herausforderungen, die sie in den letzten Jahrzehnten zu bewältigen hatten, und es stellt sich vielerorts heraus, daß sie ohne eine entsprechende Zusammenarbeit in Zukunft kaum mehr lebensfähig sein werden. Diese Notwendigkeit zur Kooperation wird auch von anderen Entwicklungen nahegelegt, welche die letzten Jahre geprägt haben: Insbesondere die Exzellenzinitiative hat den Geisteswissenschaften und vor allem den Kleinen Fächern vor Augen geführt, daß sie nicht die nötige Vernetzung aufweisen, um bei den von den Naturwissenschaften vorgegebenen Parametern mit anderen Fächern konkurrieren zu können. Vielleicht ändert sich ja das Bild ein wenig, wenn

im Oktober die Ergebnisse der zweiten Antragsrunde bekanntgegeben werden: Immerhin sind ja sowohl aus dem Bereich der Alten Welt und des Vorderen Orients als auch aus den Ostasienwissenschaften Anträge im Rennen. Dennoch ist klar, daß die Exzellenzinitiative nicht nur uns Orientalisten, sondern die meisten Geisteswissenschaftler überhaupt vor riesengroße Probleme gestellt hat. Man verstehe mich nicht falsch. Ich will nicht sagen, daß die Initiative verkehrt wäre: Sie hat eine Reihe von positiven Effekten: Kollegen, die jahrelang nebeneinanderher geforscht haben, lernen sich plötzlich kennen, und Universitätsleitungen fällt auf, daß sie erstaunlich starke Bereiche haben, die ihnen vorher gar nicht bewußt waren.

Aber es gibt eben auch gravierende Nachteile: Man hätte, was auf die Naturwissenschaften so wahrscheinlich an den meisten Stellen nicht zutrifft, bevor man Geld für die neudeutsch ausgerufenen „Exzellenz“ ausgab, die meisten Geisteswissenschaftler erst einmal in die Lage dazu versetzen müssen, überhaupt an der Initiative partizipieren zu können. Jahrzehntlang hat man die Universitäten einfach vollaufen lassen und sich um ihre Klagen nicht gekümmert, da ein höherer Studentendurchsatz gesellschaftlich gewünscht war. Dabei hat sich auch kein Mensch Gedanken darüber gemacht, was diese Studenten später einmal tun sollten und ob es nicht besser wäre, sie aus bestimmten Bereichen bewußt in andere umzulenken. So kam es an manchen Stellen zu geradezu grotesken Professoren-Studenten-Relationen - international sind viele geisteswissenschaftliche Fächer an unseren Universitäten in ihrer Konkurrenzfähigkeit vor allem durch dieses Mißverhältnis behindert, nicht weil ihre Vertreter wissenschaftlich nicht gut wären. Natürlich trifft das auf eine Reihe von orientalistischen Fächern nicht zu; auf andere aber sehr wohl: Islamkunde, Sinologie und Japanologie haben vielerorts mit einer drückenden Überlast zu kämpfen. Es ist eigentlich erstaunlich, wieviel unter diesen katastrophalen Bedingungen, über die mancher amerikanische Kollege nur den Kopf schüttelt, überhaupt geleistet wurde. Daß man in dieser Situation den Betroffenen eine „Exzellenzinitiative“ zumutete, war hochschulpolitisch einen oder mehrere Schritte zu schnell.

Viel vernünftiger wäre es gewesen, die Fächer erst einmal vernünftig auszustatten, bevor man sie in den Wettbewerb schickte. So kam es dazu, daß an nicht wenigen Stellen überhaupt nicht die Möglichkeit bestand teilzunehmen. Implizit ist von der DFG nach meiner Wahrnehmung die „Exzellenz“ von Politik und Ministerien – hier paßt das Wort auch viel besser, zumindest auf deutsch – in mindestens ebenso hohem, wenn nicht deutlich höherem Maße bewertet worden als diejenige der Universitäten. Wenn Politiker, seien sie nun A.D. oder im Amt an bekannten Universitäten in einem Rundumschlag, der seinen Charme aus völliger Sachunkenntnis bezog, die Geisteswissenschaften bis auf einige Rumpfbereiche einfach abwickeln wollten, dann können die dortigen Kollegen heute so exzellent sein wie sie wollen: Wer in so einem Abwehrkampf steht, braucht gar nicht erst anzutreten.

Was also in den Geisteswissenschaften im Augenblick identifiziert wird, das sind, wie ich das verstehe, weniger die „exzellenten“ Bereiche, sondern vielmehr die Bausünden der Vergangenheit. Die Exzellenzinitiative ist nicht zu verteufeln. Eine Lösung für die Probleme

unserer Fächer aber kann sie nicht sein. Es ist auffallend, daß besonders da, wo die Studentenlast nicht so hoch ist, Exzellenzanträge gebastelt werden können – in den Naturwissenschaften sowieso, aber auch bei den geisteswissenschaftlichen Anträgen ist für mich deutlich erkennbar, daß Clusterkoordinatoren gerne aus Bereichen kommen, in denen der Druck durch Betreuungsaufwand nicht ganz so hoch ist. Daraus kann der Schluß eigentlich nur sein, daß wer eine gute deutsche Universität bauen möchte, zunächst einmal die überlasteten Bereiche entlasten muß.

Als Dekan der Fakultät für Kulturwissenschaften habe ich an der LMU München den Konflikt zwischen großen Fächern, die natürlich immer auf ihre hohen Studentenzahlen hinweisen, wenn sie etwas brauchen, und den kleinen, die gerne auf ihre herausragende Forschung verweisen, hautnah mitbekommen. Das Argument hoher Studentenzahlen wird in Zukunft an Bedeutung abnehmen – und das ist sicherlich auch gut so. Auch in unseren Fächern wird die Lösung sein, die Aufnahme zu beschränken, wenn man sich auch fragen muß, wie das gehen soll. Eingangsprüfungen bieten sich in Fächern an, in denen man auf Gymnasiumswissen zurückgreifen kann. In orientalistischen Fächern allerdings ist Einfallsreichtum gefragt. Soll man Abiturienten bevorzugen, die Griechisch und Latein gelernt haben, weil sie im Schnitt über deutlich bessere Grammatikkenntnisse verfügen als andere Schüler und sich deshalb mit dem Erlernen orientalischer Sprachen leichter tun? Das wäre ehrlich, aber gefährlich, da es in Deutschland ganze Landstriche gibt, in denen diese Sprachen an den Gymnasien weitgehend ausgerottet wurden. Oder vielleicht eine Eingangshürde, derzufolge nur ein Studium aufnehmen kann, wer nachweisen kann, mindestens zwei oder drei Fremdsprachen passiv zu beherrschen? Das wäre ein vernünftiges Mittel, um dem Druck des Englischen, auf das ich gleich noch gesondert eingehen möchte, etwas entgegenzusetzen.

Die Problembereiche, die ich eben angeschnitten habe, laufen auf ein Thema hinaus: Wie können wir in den Orientwissenschaften, in denen die deutsche Wissenschaft traditionell stark gewesen ist, erfolgreich bleiben oder es wieder werden? Zusammenarbeit wird dafür nötig sein, denn allein ist jedes einzelne unserer Fächer zu schwach. Daher sollten wir uns fragen, was uns eigentlich verbindet. Natürlich gibt es das Schlagwort von den Regionalstudien, auch „area studies“ genannt. Doch können wir uns eigentlich damit identifizieren? Ist das Konzept gut für uns oder gefährdet es uns nicht vielmehr? Mit dem Begriff „Area Studies“ läßt sich Orientalistik relativ leicht „verkaufen“. Ob das aber auch gesund ist, steht auf einem anderen Blatt. Ich habe an mehreren deutschen Standorten beobachtet, wie der Begriff der Regionalstudien dazu mißbraucht wurde, die philologische Kompetenz, die das Kernkriterium für den wissenschaftlichen Erfolg der Orientalistik immer gewesen ist, auszuhöhlen. Das zwingt uns zur Wachsamkeit. Wenn unsere Fächer eines verbindet, dann die Einsicht, daß sich andere Kulturen nur über die Kenntnis von deren Sprachen erschließen lassen, und zwar einer Sprachkenntnis, die den Weg in die historische Tiefe möglich macht. Wichtig ist auch, daß es eben nicht nur eine Sprache sein sollte, die wir unseren Studierenden vermitteln: Wir verlieren an Boden und Sicherheit, wenn wir an dem Welttrend zur Monolingualität mitarbeiten.

Damit meine ich zunächst einmal die Zielsprachen: Orientalisten studieren heute vielfach Turkologie, Arabistik oder Iranistik als Einzelfächer. Sinologen lernen Chinesisch, doch viele Kollegen achten nicht darauf, ihren Promovenden mitzuteilen, daß sie ohne Japanisch nicht auskommen können, wenn sie wissenschaftlich wirklich etwas zu sagen haben wollen. In der Japanologie sieht es ganz ähnlich aus: Die Chinesischkenntnisse gehen dort rapide zurück – was eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der japanischen Kultur erheblich erschwert, wenn nicht in weiten Bereichen unmöglich macht und Fächer wie die Buddhismuskunde massiv bedroht. Wer mittelalterliche japanische Texte zum Buddhismus nur in in Japan modern edierten Texten lesen kann, der hat keinen Zugang zur alten Zeit mehr – er (oder sie) liest vielmehr durch die Brille der modernen Herausgeber; und die sind häufig nicht frei von eigenen Eingebungen. Vom Mongolischen oder Mandschurischen, die wichtige Quellsprachen für jeden Sinologen sind, der sich mit der Ming und der Qing-Zeit beschäftigen will, möchte ich gar nicht reden. Zu klein ist die Gruppe der Experten hierzulande mittlerweile, die dazu in der Lage, sich dieser Quellen zu bedienen. Damit sterben aber nicht nur einzelne Forschungszweige aus, nein, bestimmte Themen können aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse eben nur noch auf der Basis sekundären Materials nachvollzogen werden – und leider sind wir bei weitem noch nicht so weit, daß dies möglich wäre. Im Juli war ich übrigens in Peking und beobachtete dort voller Erstaunen, daß an der Renmin daxue, eigentlich einer eher sozialwissenschaftlich ausgerichteten Universität, erstmals in der chinesischen Geschichte ein Seminar für „Sinologie“ eingerichtet wird. Diesem ist ein zentralasienkundliches Seminar angegliedert, an dem man gegen den alten chinesischen Trend, chinesische Geschichte nur auf der Basis chinesischer Texte zu verstehen, händeringend Sprachexperten sucht, die mit mongolischen, mandschurischen, tibetischen, uigurischen Texten umgehen können – der Institutschef wie auch der Mongolist sind übrigens beide in Bonn ausgebildet worden und sehen natürlich mit Erschrecken, daß wir Deutschen dabei sind, eine vernünftige Tradition aufzugeben, die sie in China etablieren wollen.

Die Fähigkeit mit mehreren asiatischen Sprachen umgehen zu können, ist eines der wichtigen Bindeglieder, das unsere Fächer früher umklammert hat. Wir sollten uns daran erinnern. Dann kämen nämlich auch die gemeinsamen Themen zurück. Die Einführung der gestuften Studiengänge, mit all ihren Schwierigkeiten, sollte deshalb auch als Chance begriffen werden, Mehrsprachigkeit in unseren Fächern wieder stärker zu betonen. Das schreckt zwar vielleicht einige Studenten ab, löst aber Kapazitätsprobleme.

Doch nicht nur was die Quellsprachen angeht, ist der Gegenstand „Sprache“ wichtig: Auch bei der Sekundärliteratur steckt die deutsche Orientalistik (und ich schließe die Sinologie bewußt ein) mitten in einem massiven Dilemma: In vielen Fächern herrscht ein starker innerer und äußerer Druck auf nicht englischsprachige Publikationen, ja sogar mittlerweile auf nicht englischsprachigen Unterricht. Man möge mich auch hier nicht falsch verstehen: Ich bin kein Gegner des Englischen als Wissenschaftssprache. Wir müssen es auch in der Orientalistik benutzen, um unserer Sichtweise auf der Welt Gehör zu verschaffen. Publikationslisten ohne englische Veröffentlichungen stimmen mich deshalb mißtrauisch. Kommunikation ist schließlich auch mit den Kollegen nötig, bei deren

Ausbildung der deutliche Hinweis versäumt wurde, daß man als „exzellente“ Forscherpersönlichkeit selbstverständlich multilingual sein muß, um nicht ständig das Rad neu zu erfinden und um die Forschungstraditionen zu überblicken. Auf der anderen Seite aber sollten wir unseren Studenten auch deutlich kommunizieren, daß sie Teil einer eigenständigen Tradition sind, die ein hohes Gut ist, das man sich hüten sollte, einfach über Bord zu werfen. Ich halte hier ein maßvolles Plädoyer für Deutsch als Wissenschaftssprache, auch wenn ich den Moment natürlich nur zu gut kenne, in dem mir ein chinesischer Kollege enttäuscht ins Gesicht schaut und sagt: „Oh dieses Buch werde ich nicht lesen können.“

Die Einführung des Englischen als Lingua Franca führt in den Geisteswissenschaften (über andere wage ich trotz des Verdachtes, daß es dort nicht anders ist, nicht zu urteilen) zu Verarmung und zu einer Benachteiligung der Wissenschaftslandschaften von allen Ländern, in denen englisch nicht Muttersprache ist. Auch Kollegen, die ausgezeichnet Englisch sprechen und schreiben, sollten sich nicht täuschen – sie brauchen dennoch doppelt so lange, bis sie einen Artikel sprachlich annähernd so gut geschrieben haben wie wissenschaftlich gleich gute Muttersprachler. Vielen von uns ist es mittlerweile egal, wie unser Englisch aussieht – es ist aber meine Überzeugung, daß Aufsätze in schlechtem Englisch zu einem Ansehensverlust führen, der weitaus größer ist, als ihn selbstbewußte Publikationen in der Muttersprache jemals bewirken könnten. Natürlich gibt es einzelne Personen, die auch dieses Problem meistern. Die sind wirklich „exzellent“, wahrscheinlich wesentlich mehr als der größte Teil der englischsprachigen Kollegen, die sich einem solchen Test nie aussetzen mußten und das großenteils auch nicht könnten. Der Zwang zur Englischsprachigkeit verkleinert unsere wissenschaftliche Basis. Es ist ein ganz klares statistisches Exempel, daß in der Breite auf diese Weise zahlreiche Kollegen marginalisiert werden, die in den Ländern, in denen Englisch erste Sprache ist, munter mitplappern.

Wir sollten meines erachtens darauf achten, daß die Betonung der Notwendigkeit, als anständiger Orientalist vier bis sechs Sprachen zu beherrschen, davon einige auch aktiv, nicht verloren geht. Wir helfen sonst dabei, unseren eigenen Standort zu zerstören. Was den Punkt Fremdsprachen und Internationalität angeht, haben unsere Fächer nämlich immernoch einen deutlichen Vorsprung. Wir sollten auf dieser Welt unsere eigene philologische Tradition, welche Kenntnis mehrerer Fremdsprachen zur Voraussetzung hat, aktiver vertreten, als dies derzeit geschieht!

Der Gebrauch englischer Versatzstücke treibt an unseren Universitäten merkwürdige Blüten. Als Vizepräsident der LMU sehe ich immer mehr BAMA Studiengänge mit englischen Titeln, die aber auf deutsch abgehalten werden sollen, ein reiner Etikettenschwindel natürlich. Aber auch die immer häufiger diskutierte Frage, ob wir flächendeckend auf Englisch als Vorlesungssprache zurückgreifen sollen, um unsere Kurse mit internationalen Studenten zu füllen, treibt mich um. Natürlich können wir uns für ausländischen Nachwuchs so attraktiver machen. Aber diese Attraktivität nach außen hin, geht auch von der Fiktion einer reinen Stoffvermittlung aus, bei der die vermittelnde Person völlig in den Hintergrund tritt. Ohne jemandem zu nahe treten zu wollen: Meine

Kongreßerfahrungen sind so, daß zwei Drittel von uns das gar nicht so gut können wie sie denken. Quälende Stunden stehen daher zu befürchten. Eine Vorlesung lebt eben auch vom Witz des Professors.

Weitere Themen gehören in diesen Zusammenhang: Die Europäische Kommission ist im Augenblick dabei einen Citation Index for the Humanities zu erstellen – und so verständlich das Anliegen auf den ersten Blick sein mag, so gefährlich ist es doch für das Konzept der Mehrsprachigkeit unserer Wissenschaftstraditionen. Denn wer Bibliometrie betreibt, der wird von einigen Nischendisziplinen abgesehen natürlich mit englischen Aufsätzen immer höhere Trefferquoten erzielen als mit deutschen oder französischen, zumal wenn sie da publiziert sind, wo ihr Markt ist, nämlich in den USA und in geringerem Maße England. In vielen Naturwissenschaften hat der Citation Index zur Vernichtung einstmals blühender Landschaften geführt: Ein englischsprachiges Journal von Weltrang kann nur dort beheimatet sein, wo genügend Muttersprachler auf die sprachliche Qualität achten können. Da einige kleinere europäische Länder schon dazu übergegangen sind, Professoren nach Zitationen zu bezahlen, stellt diese Entwicklung eine erhebliche Bedrohung für unsere Forschungslandschaft dar.

Auch auf die weltweiten Rankings der Hochschulen, die immer häufiger zitiert werden, seit sich zwei Professoren in Shanghai zum Zwecke der Erstellung eines solchen vor einigen Jahren zusammentaten, sollten wir achten. Obwohl sich eigentlich jeder vernünftige Wissenschaftler darüber im klaren ist, wie unzulänglich sie sind, beginnen sie nämlich, die Hochschuldiskussion zu bestimmen. Daß die LMU, an der ich lehre, im Shanghai-Ranking weltweit auf Platz 53 steht, in Europa immerhin unter die ersten 10 kommt und in Deutschland auf Platz 1 rangiert, ist ja, wenn man es recht bedenkt, ein niederschmetterndes Ergebnis, mit dem sich trefflich Forschungspolitik betreiben läßt. Doch wer dann weiterliest und feststellt, welche amerikanischen Universitäten auf den ersten 50 Plätzen rangieren, der reibt sich verwundert die Augen, denn viele sind dabei, die man aus eigener Erfahrung durchaus als medioker bezeichnen würde. Erst ein Studium der Kriterien für das Ranking zeigt einem, warum das so ist: Geisteswissenschaften kommen darin nicht, unsere Fächer sind für das Ranking einfach inexistent. Die englische Times hat ein anderes Ranking erstellt, bei dem, oh Wunder, Cambridge und Oxford auf Platz 2 und 3 der Liste stehen. Die Erhebung dafür war denkbar simpel. Man fragte einfach Wissenschaftler verschiedener Fächer, welches in ihren Augen die zehn wichtigsten Universitäten sind, die ihr Fach betreiben, und erstaunlicherweise waren Harvard, Cambridge und Oxford immer dabei.

So darf das nicht weitergehen! Die deutsche Universität läßt sich durch solch gefärbte Erhebungsmethoden völlig unter Wert schlagen. Warum stellen wir eigentlich nicht einmal ein eigenes Ranking gegen diese Versuche, bei dem wir dann auch Kriterien mit berücksichtigen, die auf unsere Fächer und die Besonderheiten und Stärken unserer Universitäten passen? Ein einziges Kriterium – die forschungsrelevante Fähigkeit der Professoren, in mehreren Sprachen zu publizieren und zu rezipieren – würde nämlich das Times- und das Shanghai-Ranking ordentlich durcheinanderwürfeln. Man kann nicht eine

multipolare Welt fordern, aber gleichzeitig die elementarste Grundregel verletzen, die eine solche Multipolarität erfordert: Die Sprache des anderen erlernen.

Dieser Exkurs zum Thema „Sprachen“ erschien mir wichtig, weil er die Antwort auf ein vielerorts falsch verstandenes Konzept von Area-Studies sein muß. Vielleicht schauen wir uns noch ein weiteres, eng verwandtes Feld an, auf dem für uns Vernetzungsmöglichkeiten zu bestehen scheinen, nämlich die sogenannten Post-Colonial Studies. Die Ergebnisse des Zusammenpralls von West und Ost haben ja in der Tat vielfach an weit auseinanderliegenden Orten dieser Welt geradezu überraschend ähnliche Reaktionen gezeigt. Das hat sich in den einzelnen Fachdisziplinen noch viel zu wenig herumgesprochen – viele „kulturalistische“ Erklärungsansätze, die auf partikuläre Eigenschaften einzelner Regionen abheben (der Islam oder der Konfuzianismus, von mir aus auch der Hinduismus) werden deshalb in Zukunft wohl deutlich modifiziert werden.

Doch mit dem Terminus „Postcolonial Studies“ und dem dahinterstehenden Konzept sind natürlich ebenso erhebliche Probleme verbunden wie mit dem der Area Studies. Zum einen ist natürlich politisch zu fragen, ob es die postkoloniale Periode, die da behauptet wird, tatsächlich gibt. Es ist ja bezeichnend, daß es von allen europäischen Mittelmächten ausgerechnet der alten Kolonialmacht England, die sich den Irak ausgedacht hat, eingefallen ist, sich bei der Operation „Freiheit für den Irak“ hinter die USA zu stellen. Diese Koinzidenz ist zu verblüffend, als daß man sich nicht fragen müßte, ob der Kolonialismus tatsächlich aus den Köpfen fort ist. Fukuyamas naive These, daß mit dem Fall des Ostblocks das Ende der Geschichte erreicht sei, weil die Weltordnung nun feststünde, ist ja vor allem dadurch ad absurdum geführt worden, daß zahlreiche Grenzen dieser Welt, die in kolonialer Zeit gezogen worden waren, seit 1990 in Frage gestellt wurden. Trotz formaler Entlassung der Kolonien in die Unabhängigkeit besteht die koloniale Weltordnung fort – vielleicht ist die Präposition „post“ in den postcolonial studies einfach unangebracht.

Wichtiger für uns ist allerdings die Tatsache, daß sich mit der Erfindung der postcolonial studies, die wie gesagt zurecht an einem hochspannenden Problem ansetzen, auch ganze Kohorten von Wissenschaftlern zusammengeschart haben, die ähnlich wie im Falle der Area Studies meinen, man könne diese studies vor allem auf der Grundlage der großen Kolonialsprachen betreiben, also Englisch, weniger Französisch. Denn auch wenn Eliten in diesen Sprachen publizieren, um in der Welt Gehör zu finden, sind der Humus, auf dem ihre Auffassungen wachsen, natürlich die lokalen Gegebenheiten, die entweder in oraler oder in mündlicher Form in echten Fremdsprachen und nicht in indogermanischen Dialekten beschrieben werden. Zudem besteht bei der einfachen Rezeption von Beiträgen modernen Eliten unserer Zielländer auch die Gefahr, Selbstbeschreibungsmechanismen aufzusitzen, die häufig hoch ideologisch motiviert sind, mit den Realitäten aber wenig zu tun haben. Unsere Fächer sollten eine deutliche Warnung vor solchen Vereinfachungen aussprechen: Wer die koloniale – und von mir aus die nachkoloniale – Phase in den Ländern des Orients, der bis nach China reicht, ernsthaft durchdringen will, muß deren Traditionen nicht nur auf einer oberflächlichen Basis kennen. Andernfalls können aus seinen Forschungen nur krause Ergebnisse herauskommen.

Behutsamkeit bei der Diskussion solcher uns alle angehenden Fächer tut not. Soll man, um ein weiteres Feld der aktuellen Diskussion aufzugreifen, auf der Basis von Gemeinsamkeiten in der „postkolonialen Epoche“ gemeinsame Studiengänge für Asien und Afrika aufmachen? Der erste Eindruck erscheint ja wegen der vielen Fragen, die gemeinsam behandelt werden können, positiv. Bei genauerem Hinsehen stellen sich indes die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens sofort heraus: Zum einen ist ein solches Zusammenspannen eine Spiegelung kolonialer Verhältnisse in unsere Universitäten. Anstelle dieses mehr auf Kapazitätsgründe denn auf inhaltliche Überzeugungen zurückgehenden Prokrustesbettes könnte man sich ja auch völlig andere Allianzen vorstellen. Auch hier sieht man: Der Kolonialismus steckt in den Köpfen und ist längst nicht überwunden. Neue Studiengänge sollen zwar die Chancen bestehender Verwandtschaften nutzen, aber überdehnen darf man sie auch nicht.

Die postkoloniale Phase der Gemeinsamkeiten ist nur ein winziger Ausschnitt reicher Traditionen: Wer unsere Fächer darauf reduzieren möchte, muß sich darüber im Klaren sein, daß ihm der Respekt vor unserer Forschung in den Zielländern wahrscheinlich abhanden kommt. Ein Indologe, der kein Sanskrit mehr kann, mag in unserem schnelllebigen Wissenschaftssystem willkommen sein – in Indien wird man ihn kaum als mehr begreifen, denn als ein Anhängsel eines Brain-Trusts, dessen Resultate nicht viel länger gelesen werden, als die Maschinen brauchen, um Papier damit zu bedrucken.

Damit will ich übrigens nicht gegen politische und soziale Studien der real existierenden Länder, über die wir arbeiten, reden: Im Gegenteil. Es ist überaus wichtig, daß wir diese zu unserer Angelegenheit machen. Wir haben hier auch einen Auftrag zur Aufklärung. Doch die Verarmung ganzer Universitäten, die den kulturellen Reichtum Asiens nicht mehr begreifen können und wollen, ist eine bedrohliche Tendenz, die unsere Fächer alle angeht. Denn es ist in jedem Fall leichter, aus einer Kenntnis der historischen Tiefe der Regionen, mit denen wir uns befassen, über deren Gegenwart zu sprechen als umgekehrt. Und die Vernachlässigung der historischen Tiefe mag manchen kurzfristig denkenden Administrationen hierzulande gefallen – für unsere Erkenntnisinteressen aber und für das Ansehen unserer Wissenschaftstraditionen in Asien und Afrika ist sie verheerend.

Ich bin übrigens der Überzeugung, daß man ausgehend von interessanten Problemlagen in den postcolonial studies ähnliche Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen orientalistischen Disziplinen auch in früheren Epochen identifizieren kann. Die Länge der historischen Zeiten, die unsere Fächer umspannen, bringt es allerdings leider mit sich, daß der Sinologe am Ort zumeist über eine ganz andere Zeit arbeitet als der Islamkundler. Unser Problem bei der „Vernetzung“ ist, daß unsere Fächer für die Größe des Feldes, das sie bearbeiten müssen, zu schlecht ausgestattet sind, um die Zusammenarbeit zu schaffen, die wir brauchen, um gegen größere Disziplinen zu bestehen. Dennoch glaube ich, daß, wenn wir nicht marginalisiert werden wollen, wir den Weg einer neuerlichen Zusammenführung der orientalistischen Disziplinen – gegen den vorherrschenden Trend zur Spezialisierung gehen müssen.

Ich hoffe, Sie haben gesehen, worum es mir geht. Wir sollten nicht das übliche von der Öff-

fentlichkeit nur als wehleidig wahrgenommene Lied von den vernachlässigten Geisteswissenschaften anstimmen. Bekämpfen wir den Minderwertigkeitskomplex, der manche in unseren Fächern dazu verleitet hat, mit wohlfeilen Angeboten nach außen die eigentlichen Fragen zu vernachlässigen! Drehen wir den Spieß um. Wir waren doch an den Universitäten die einzigen, die die Bedeutung der Globalisierung kannten, noch lange bevor diejenigen, die das Wort heute ständig im Munde herumführen, wußten, wie es buchstabiert wird – und eigentlich wissen es die meisten bis heute nicht, weil sie sich vor dem, was Globalisierung wirklich bedeutet, noch immer drücken: Andere Kulturen und Traditionen aus sich selbst heraus zu verstehen und nicht nur auf der Basis westlicher Theorie. Verteidigen wir unsere Wissenschaftstradition gegen wohlfeile, aber falsche Modernisierungsversuche!